

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	3 (1927-1928)
Heft:	12
Artikel:	Der Ring des Polykrates : warum wir uns das Leben schwerer machen als es sein müsste
Autor:	Schohaus, W.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1065562

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

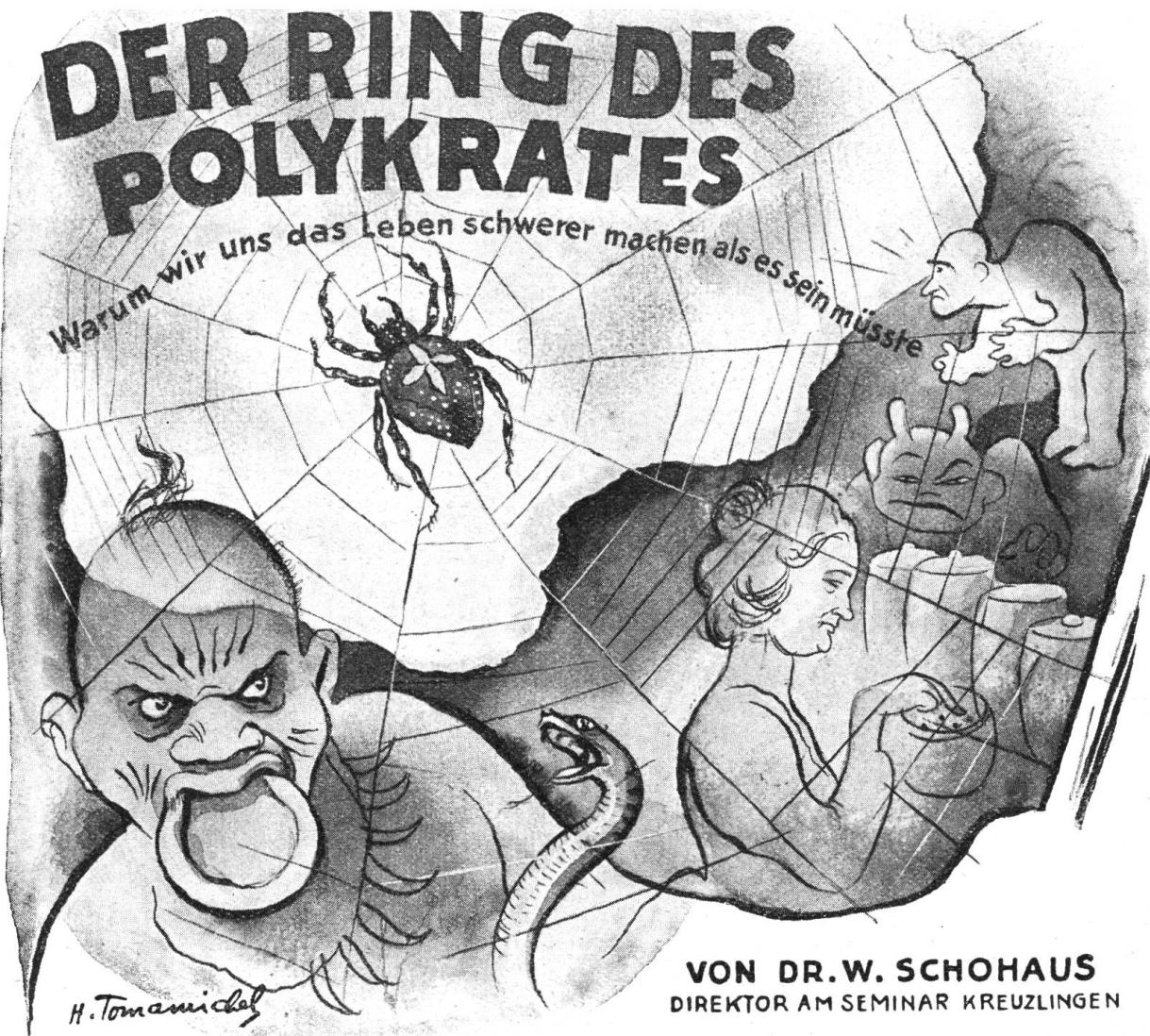
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



VON DR. W. SCHOHAUS
DIREKTOR AM SEMINAR KREUZLINGEN

I.

Ich kannte einen neunjährigen Knaben, den mit grösster Regelmässigkeit ein Unwohlsein befiel, wenn er im Begriff stand, sich einem Vergnügen hinzugeben, auf das er sich besonders gefreut hatte. So wurde ihm jede Schulreise, jede Geburtstagsfeier und jeder Zirkusbesuch durch Kopfschmerzen, Magenweh, Verdauungsstörungen und dergleichen verdorben. Dabei war er durchaus nicht etwa als Psychopath anzusprechen; er pas-

sierte in Haus und Schule durchaus als noch « normal ».

Wer Kinder zu beobachten versteht, kann ziemlich häufig wahrnehmen, wie diese sich im Zusammenhang mit einer kleineren oder grösseren Gemütsverstimung selbst etwas Unangenehmes zufügen: sie « fallen » z. B. und holen sich dabei eine Beule (aber es war deutlich, dass sie sich eigentlich fallen liessen); sie hantieren mit einem Messer und schneiden sich « aus Ungeschicklichkeit »

in die Hand (aber eigentlich geschah es zufolge eines unbewussten Dranges, sich ein Leid anzutun).

In andern Fällen wirkt sich dieser Selbstschädigungsdrang etwa auch so aus, dass sich die Kinder ein geliebtes Spielzeug zerstören: der Knabe geht in seiner Uebellaunigkeit mit seinem Holzpferdchen so ruppig um, dass er bald den ausgerissenen Schwanz in der Hand hält; das missgestimmte Mädchen behandelt seine Puppe so fahrlässig, dass diese unvermeidlich zu Fall kommt und ihr Porzellankopf in Scherben geht.

Was besagen diese Handlungen? Das Kind selbst könnte die Deutung natürlich nicht geben, da sein selbstschädigendes Tun in der Hauptsache durch unbewusste Regungen bestimmt wird. Wir müssen deshalb die psychologischen Hintergründe von uns aus zu erschliessen suchen.

Es ist nicht schwer zu sehen, dass es sich in all diesen Fällen um Selbstbestrafungen handelt. Strafe ist für das sittliche Empfinden jedesmal ein Triebopfer, das zur Sühne für geschehenes Unrecht (d. h. für irgendeinen Ausfall sittlich notwendig gewesener Triebbeherrschung) gebracht wird.

Bei jenem Knaben hatte sich das unbewusste Sühnebedürfnis seines gesamten leiblichen Organismus bemächtigt; es verdarb ihm durch gesundheitliche Störungen mit auffallender Sicherheit jedes ersehnte Vergnügen. Diese Sühne wirkte auch für den Moment: er geriet nach jeder solchen Verzichtleistung in eine merklich gehobene Stimmung, in der sich die Wonne des Dulders mit dem Gefühl mischte, dass ihm das widerfahren sei, was er verdient habe. Und doch blieb

die entscheidende Wirkung, die endgültige Befreiung von chronisch gewordenen Schuldgefühlen aus. Sie musste ausbleiben, weil die durch das Unbewusste erzwungenen Strafleistungen den eigentlichen Herd des Uebels, eine Dauerschuld, die in jenem Fall auf abwegiger Erotik basierte, nicht zu beheben vermochten. Von Mal zu Mal trat eine momentane und nur partielle Gewissensberuhigung ein; die ganze verfuhrwerkte innere Situation wurde aber erst korrigiert, nachdem ein verständiger Pädagoge dem Knaßen Anleitung zur adäquaten Behandlung des Uebels selbst gegeben und damit eine wirkliche Selbstbefreiung ermöglicht hatte.

Aehnliche Fälle sind übrigens durchaus nicht selten. Häufiger aber, sozusagen alltäglich, sind jene andern Vorkommnisse, da bei Kindern eine leichte Selbstbeschädigung oder eine Selbstberaubung an irgendwelchen Habseligkeiten stattfindet. Wieder ist es unbewusstes Sühnebedürfnis, welches die kleine Hand dazu leitet, Opfer in Form von Schmerzen, Blutströpfchen, Eisenbahnradchen und Puppengliedmassen zu bringen. In den letztern Fällen liegt neben der Schmälerung des eigenen Besitzes noch eine Symbolhandlung vor: das Kind befindet sich seinem Spielzeug gegenüber in einem Zustand weitgehender Identifikation; es lässt nun sinnbildlich, stellvertretend sein Pferdchen oder ein anderes geliebtes Wesen leiden, im Gefühl, selbst ein ähnliches Leiden verdient zu haben. Jedesmal aber gehorcht hier das Kind dem unbewussten Drang, eine durch sein sittliches Versagen beleidigte höhere Macht zu versöhnen. Es bringt seiner Gottheit ein Sühneopfer dar.

Nicht selten sucht das kindliche Sühnebedürfnis seine Befriedigung auch durch Provokation einer Bestrafung seitens der Eltern oder anderer Erzieher zu erreichen. Das Kind « hat keine Ruhe », bis es bestraft wird. Ungehorsam, Widerspenstigkeit und allgemeine Ruppigkeit sind dem kindlichen Instinkt die beliebtesten Mittel zur Erreichung dieses Zwecks. Die Strafe wird dann zwar durchwegs recht widerwillig akzeptiert; die Seele des Kindes ist eben nicht einheitlich auf Sühne eingestellt; es machen sich deshalb in ihr allerlei Gegenendenzen geltend. Nach verbüsstem Strafleiden aber ist auch in diesen Fällen stets eine auffallende Gemütsaufheiterung zu konstatieren. Das Kind fühlt sich wieder im reinen mit sich selbst und mit der Weltgerechtigkeit.

II.

Uns interessiert nun weiter der unbewusste (oder halbbewusste) Sühne- und Opferdrang, soweit er sich auch noch beim erwachsenen Menschen findet.

In sehr ausgesprochenem Masse treffen wir diese Tendenzen bei den sogenannten « Primitiven », bei vielen Negerstämmen Afrikas und bei australischen Eingeborenen, deren psychisches Verhalten (wie die neuere Seelenforschung nachgewiesen hat), ja auch in vielen andern Stücken demjenigen der Kinder unserer Zone gleicht. Diese « Naturvölker » umgeben sich mit einem ganzen System von Selbstquälereien, die uns nur schwer verständlich sind. Denken wir etwa an die durch europäischen Einfluss noch nicht entarteten australischen Stämme, die auf paradiesischen Inseln wohnen, denen die

überschwängliche Natur alles zu Füßen legt, was sie zum Leben nötig haben. Diese Wilden könnten ein traumhaft schönes Dasein, ein Leben voll Sonne, Beschaulichkeit und Frieden führen, wenn... ja, wenn die Voraussetzung der inneren Ruhe erfüllt wäre, wenn sie die Gnade des guten Gewissens hätten, wenn sie dem Schicksal trauen würden. Aber sie trauen dem Schicksal nicht; sie leben unter der beständigen Last des Gefühls, dass sie ihre glückliche Lage nicht verdienen und dass sie einer höhern Macht für dieses usurpierte Glück Busse schuldig seien. So stehen sie in der chronischen Erwartung irgendwelcher Katastrophen, welche in ihren Seelen einen Zustand habitueller Angst bedingt. Und um der Rache der Schicksalsmächte zuvorzukommen, bestrafen sie sich selbst: sie verstümmeln ihre schönen Körper, indem sie sich die Haut zerkratzen, Zähne ausschlagen, und durch Holzpflocke ihre Ohren, Nasen und Lippen aufs abenteuerlichste deformieren. Sie zwängen ihre alltäglichen Lebensfunktionen in ein pedantisches Zeremoniell, dem gegenüber die Gesellschaftssitten Europas als naturnäher anmuten können. Sie huldigen religiösen Kulten, deren A und O in dem Bestreben liegt, den neidischen Mächten demütig zu beweisen, dass ihnen, den Menschen, nichts ferner liege als ein übermüdiges Geniessen irdischen Wohlgergehens.

So machen sich diese « Naturvölker » ihr natürliches Paradies selbst zur Hölle : sie bevölkern es durch ihre Angstbrille mit Dämonen, d. h. mit vielfach personifizierter Schicksalsungunst, die ihre psychologische Voraussetzung letzten Endes auch hier hauptsächlich in latenten

Schuldgefühlen hat. Das Opfer in jeder Form aber ist das Generalmittel der Dämonenbeschwichtigung.

III.

Und nun die Frage: Gibt es bei den Erwachsenen auch in unserm Volk und zu unserer Zeit Einstellungen, welche zu solchem Schicksalsdienst führen?

Da möchte ich zunächst etwas von meiner Grossmutter Ida erzählen: Diese Frau führte etwa von ihrem 50. Lebensjahr an ein bescheidenes Witwendasein auf Grund einer immerhin auskömmlichen Rente. Sie ging völlig in häuslichen Interessen auf und war sehr vorsorglich. Dieser Gemütsart entsprechend pflegte sie stets ihre Lebensmittel auf Vorrat einzukaufen und manches auch auf Vorrat zu kochen. In ihrem Keller standen demgemäß eine Menge Töpfchen mit Esswaren an langer Reihe. Tante Ida stieg nun täglich in diesen Keller hinab, um dort nach folgendem Verfahren ihren Speisezettel zu bestimmen: Sie schickte sich an, die Front ihrer Speisereserven abzuschreiten. Zunächst tippte sie mit ihrem rechten Zeigefinger in das erste Töpfchen, um ihn dann mit prüfender Miene durch den Mund zu ziehen. Dann stellte sie zumeist befriedigt fest «das ist noch gut». Das Experiment wiederholte sich beim nächsten und übernächsten Gefäß. Resultat: «Das ist auch noch gut.» Dann aber kam wohl ein Töpfchen, bei dem es sich ereignete, dass Tante Ida ein wenig ihren herben Mund erbeben liess, die Augenbrauen in die Höhe zog, zum Kellergewölbe aufblickte und mit überzeugender Gewichtigkeit feststellte: «Das muss man nehmen!» Nun trug sie das Töpf-

chen schicksalsergeben in ihre Küche hinauf, um sich dessen angesäuerten Inhalt noch so erträglich wie möglich zuzubereiten.

So kam es, dass Tante Ida immer altes Brot ass und selten andere Speisen genoss als solche, die einen Stich hatten. — Was war da zu machen? Man darf doch keine Gottesgabe umkommen lassen! Das war eben ihr «Schicksal», das gehörte zu ihrem Lebensstil.

Wenn man Tante Ida aber genauer kannte, dann wurde einem klar, dass es sich hier um eine Manifestation der Tatsache handelt, dass sie sich selbst nichts gönnte. Sie hatte eine unfreie, eine eingeklemmte Seele; sie getraute sich nicht Herrin zu sein über die ihr unterstellt Materie und wurde so deren Dienerin. Und die säuerlichen Speisen dienten als Mittel der Selbstkasteiung, im Interesse ihres starken Bussbedürfnisses.

Ist von diesem Zug aber nicht auch ein Teilchen in uns andern, auch wenn wir dadurch nicht gerade zu einem ganzen Ernährungssystem à la Tante Ida gelangen? Wie machen wir es denn mit unsren Aepfeln, die wir als Wintervorrat einkellern? Da ist es doch auch durchs ganze Land üblich, stets die angefaulten auszusuchen und diese zuerst auf den Tisch zu bringen (insofern sie nicht durch die Kompostproduktion aufgezehrt werden). Auf Grund dieser Sitte wird ein sehr grosser Prozentsatz unserer Apfelernte angefault genossen. In vielen Familien bekommt man überhaupt keine intakten Aepfel zu sehen, weil der Fäulnisprozess im Keller gegenüber der Ver tilgungskapazität im Esszimmer stets ein wenig im Vorsprung ist.

Die Erscheinung beruht wieder auf un-

serer seelischen Schwerblütigkeit. Wären wir weniger ängstlich, dann liessen wir einen Teil der Vorräte in Gottes Namen ganz faulen und würden dafür einen andern Teil durch rechtzeitigen Genuss völlig vor der Verderbnis retten. In dieser freiern Haltung würde doch wohl auch letzten Endes der richtigere Respekt dieser Gottesgabe gegenüber liegen.

Zwei andere Fälle: Eine im ganzen recht hübsche junge Dame weigert sich jahrelang mit erstaunlichem Eigensinn, eine stark verunstaltende Zahnlücke beseitigen zu lassen. Der Schönheitsfehler scheint einem verborgenen, aber lebhaf-ten Interesse zu dienen. — Ein achtzehn-jähriges Mädchen, das noch nicht tanzen kann, ist nicht dazu zu bewegen, Tanzstunden zu nehmen. Besondere Schüchternheit liegt nicht in ihrem We-sen; Angst vor eigener erotischer Unbe-herrschtheit kommt auch nicht wesent-lich in Frage. Es handelt sich offensicht-lich um einen Verzicht, den zu leisten dem Mädchen ein willkommenes Opfer bedeutet.

In beiden Fällen brach der Wider-stand, dessen Motive unbewusst gewe-sen waren, nach kurzer heilpädagogi-scher Behandlung zusammen. Die Dame mit der Zahnlücke hatte unter Selbst-vorwürfen gelitten, sie habe den Freund ihres Bräutigams zu stark ins Herz ge-schlossen. Das tanzfeindliche Mädchen trug ein bedrücktes Gewissen mit sich herum, weil sie sich vorwarf, ihrer ver-storbenen Schwester gegenüber nicht liebevoll genug gewesen zu sein.

In solchen Fällen liegt jedesmal die Busseinstellung eines Individuums vor, welche sich aus dem individuellen Erleben und daraus resultierenden

Schuldkomplexen (wenigstens in der Hauptsache) erklären lässt. Der Opfer-zwang verschwindet hier regelmässig, wenn es den Betroffenen (eventuell durch fremderzieherische Hilfe) gelingt, den zugrunde liegenden Fehler zu korrigieren und damit die Schuld selbst ab-zubauen.

IV.

In gewissem Sinne problematischer sind aber die Fälle, da es sich nicht um die Selbstbestrafungstendenz einzelner handelt, sondern um Kollektive r-s c h e i n u n g e n , d. h. um unbewussten Schicksalskultus, an welchem die Gesamtheit eines Volkes oder doch um-fangreicher Gesellschaftsschichten teil-nnehmen. Wenden wir uns nun diesen Masseneinstellungen zu, bei denen der Nachweis individueller Schuldgefühle bei den beteiligten Personen als zureichende Deutung versagt.

Kennen Sie die Sitte, dreimal unter den Tisch zu klopfen und das Wort « un-berufen » auszusprechen, nachdem man die eigene Gesundheit oder diejenige ei-nes Angehörigen gerühmt hat? Es ist den Leuten heute zwar nur noch halb-ernst mit diesem Beschwörungszauber; man weiss sich ja so gründlich « aufge-klärt » in unsern Tagen, so wenig mehr abergläubisch. Und doch steckt das Schicksals-Angstgefühl auch da noch spurenweise hinter dieser Zeremonie, wo sie nach aussen hin ganz ins Scherhafte ausgespielt wird.

Wir brauchen diese Angst aber gar nicht nur im besondern Aberglauben zu suchen. Bei näherm Zusehen zeigt sich unser alltägliches Dasein voller Züge, in denen wir durch Selbstbeschränkungen

und Selbstbestrafungen die gefürchtete Rache zürnender Gottheiten zu beschwören trachten. Das Motiv vom Ring des Polykrates wirkt als ein unbewusstes Lebensprinzip.

Denken wir z. B. daran, mit welcher Konsequenz gerade in der Schweiz der durchschnittliche Reiche seinen Besitz zu verleugnen strebt! (Man muss daran zweifeln, ob es noch ein zweites Volk gibt, in welchem eine solche Schamhaftigkeit der Reichen und Reichsten in bezug auf den eigenen irdischen Besitz verbreitet ist.) Man mag dies in demonstrativer Spartendenz und betonter Einfachheit zum Ausdruck kommende Verleugnen wirtschaftlicher Vermöglichkeit aus den relativ harten Daseinsbedingungen des Landes und aus dem schlichten Charakter unseres Volkes erklären und damit auf eine wesentliche Ursache dieses Versteckenspiels hinweisen. Solche Deutung genügt jedenfalls nicht. (Der Schweizer renommiert ja sonst so brav wie jeder Ausländer, z. B. mit seiner Geschichte, mit Pistolenmatchserfolgen und vor allem mit seiner eigenen Bodenständigkeit und Biederkeit!) Auch aus dem demokratischen Zartgefühl gegenüber unbemittelten Volksgenossen erklärt sich diese Reichtumsverleugnung nur zu einem kleinen Teil. (Dass dieses Gefühl nicht so ernst zu nehmen ist, sehen wir am besten daran, dass es seinen Trägern ebenso bescheidene Impulse zur Beseitigung der störenden Ungleichheiten gibt, wie sie bei den Begüterten anderer Länder anzutreffen sind.) — Zum Teil ist die Wohlstandsverheimlichung natürlich Steuerpolitik. Gewiss. Aber auch diese Erklärung berührt den Kern der Sache noch nicht. Die Reichen anderer

Länder zahlen im allgemeinen auch nicht gern Steuern, finden aber ganz andere Mittel, den Staat zu verkürzen, ohne am äussern Glanz abzubrechen. Dann aber sind es bei uns gerade sehr oft diejenigen, welche mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit dem Staate geben, was des Staates ist, die durch ihre ganze Lebenshaltung ihren Wohlstand besonders ängstlich maskieren.

Was hinter dieser Haltung steckt, ist in der Hauptsache die Hemmung, sich der Segnung irdischen Besitzes zu freuen; es ist ein Sichnichtgetrauen, souverän über die verliehenen Güter Herr zu sein. Man hängt zwar mit seiner ganzen Seele daran, zu den durch Reichtum Bevorzugten zu gehören; man steht aber dennoch unter dem Drucke des pessimistischen Gefühls, dass dieses Bevorzugtsein kein in der Weltordnung durchaus fundierter Posten sei. Daher dann diese Unehrlichkeit, d. h. die Verschleierung eines Tatbestandes der Gemeinschaft und teilweise auch sich selbst (und dem personifizierten Schicksal) gegenüber, eine Haltung, die zwar auch auf individuellen Gefühlslagen beruht, durch die *Suggestion* gleichartigen Benehmens der Umgebung aber erst ihre Stärke und allgemeine Verbreitung erlangt.

Sehr verbreitet ist auch die Erscheinung, dass reiche Leute einfach die Gnade nicht haben, ihr Geld mit Grazie, mit freier Seele zu gebrauchen. Es machen sich Hemmungen geltend, wenn sie es in freier Weise (ich meine nicht verschwenderisch, sondern noch durchaus innerhalb der Grenzen der «Verhältnisse») ausgeben wollen. Geiz? Vielleicht spielt er mit. In der Hauptsache handelt es sich aber auch hier um ein

Nichtüberdermateriestehen (was nicht einfach Habsucht ist), um eine Scheu, sich zum Herrn über seine Güter zu machen (mehr noch als um ein zu grosses Hängen an denselben). Zum Geld verdienenden gehören gewisse Tüchtigkeiten und unter Umständen besondere Intelligenz — zum vornehmen Geld ausgeben gehört eine freie Seele. Und diese Voraussetzung findet sich eben seltener als jene.

Aber nicht nur dem Geld, auch dem Besitz von Gegenständen gegenüber machen sich solche Befangenheiten geltend. Es gehört durchaus noch nicht einer überwundenen Epoche an, dass man seinen schönsten Hausrat (Porzellan, Silber, Handarbeiten) in Schränken bewahrt hält und kaum bei feierlichen Familienanlässen ans Licht zu bringen wagt und dass die guten Polstermöbel unter Ueberzügen ihre Reize verbergen müssen. Der Respekt vor der Kostbarkeit oder Kunstgewerblichkeit des Dinges ist grösser als der Respekt vor dem täglichen Leben. Man getraut sich nicht, den eigenen Alltag vom Glanze dieser Gegenstände bestrahlen zu lassen.

Es hat daher immer etwas Verblüffendes an sich, gelegentlich einen Menschen zu sehen, der über diese Hemmungen erhaben ist und unbedenklich alles nützt, was ihm frühere Generationen hinterlassen haben. Ich kenne einen jüngern Mann, der nach Antritt seines elterlichen Erbes sogleich nicht nur sämtliches Silbergerät (das ja ohnehin kaum umzu bringen ist) in den täglichen Gebrauch übernahm, sondern auch etliche kostbare Porzellanschälchen als Aschenbecher in seiner Wohnung verteilte und eine wertvolle weitbauchige Chinavase zum Pa-

pierkorb bestimmte. In den Augen seiner Tanten und Basen ist er nun so eine Art Tempelschänder. — Er negiert jenen Respekt, der uns durch infantile familiäre Bindungen alle zu Altertumskonservatoren machen möchte; aber er bringt den ererbten Dingen dafür jene gesunde und natürliche Achtung entgegen, dass er mit ihnen leben will.

V.

Die verkappte Askese zeigt sich besonders auch in der Wohnkultur ganzer Zeitalter. Für die selbstquälerische Luft- und Lichtscheu der Jahrzehnte bis etwa 1910 ist die damals herrschende Haus- und Wohnungseinrichtung ungeheuer sprechend und innerhalb dieses Erscheinungskomplexes nichts so sehr wie der bürgerliche Salon, dieses groteske Symbol für ein gottverlassenes Gemisch von verschämter Protzerei und anmassender Demut. Wir kennen ihn alle (denn er existiert ja noch in ungezählten Exemplaren weiter), diesen Salon, diesen Standesgötzen, diesen für unentbehrlich gehaltenen Belaster der Wohnungsbudgets. Wir kennen den Samt und den Plüscher dieser lichtfeindlichen Vorhänge und Draperien, dieser staub schluckenden Sofas und Fauteuils; wir kennen die seideverspotteten Tapeten und die lastende Schwülstigkeit des Schmuckes der überladenen Wände. Ein solches Repräsentationszimmer ist in all seiner Muffigkeit eine einzige Sünde gegen unsere luft- und lichtbedürftige Natur. Das Helldunkel dieser Räume, die ja eigentlich Stätten der Erholung und der Freude sein sollten, wurde von einer heiterkeitsfeindlichen Seeleneinstellung geschaffen. Die Dun-

kelheit ist das Symbol des Todes, wie das Licht dasjenige des Lebens. Und die Askese ist eine schuldgeborene Form der Todessehnsucht.

Es ist nicht zufällig, dass gerade eben der ursprünglich der Freude bestimmte Raum zu einer Art Familiengruft umgeschaffen wurde, aus dem unbewussten Bedürfnis heraus, den Freudehunger durch alle Insignien düsterer Erden schwere zu dämpfen. — Der Salon wurde so zur Kultstätte, in der dem Moloch der büsserischen Selbstquälerei geopfert wird. Die Hausfrau aber ist die ver härmte Priesterin, welche das Heiligtum zu behüten hat. Die Hauptrequisiten ihres Götzenkultes sind Staubaustuch, Stahls päne und Mottengift.

Wie stark diese unfrohe Einstellung daseinsformend wirkte, geht aus der Tatsache hervor, dass sie sowohl die Architektur als auch die Möbelindustrie zur Anpassung an ihren Pessimismus zu zwingen vermochte. Der Baustil selbst missachtete die natürlichen Lichtbedürfnisse des Menschen und entfaltete sich in gemütsbelastenden ornamentalen Ueberladenheiten. Die Möbelindustrie war in Uebereinstimmung mit jener Schwerblütigkeit auf raumraubende, monströse Ausmasse, auf staubschlukkende Verschnörkelung und weitgehende Unzweckmässigkeit eingestellt. Letzteres erhellt z. B. aus der Tatsache, dass ursprünglich im Dienste der Bequemlichkeit stehende Polstermöbel vielfach ausgesprochen unpraktische Formen bekamen. An einen Polsterstuhl stellte man mehr den Anspruch zu repräsentieren, d. h. als Prunkstück ins Auge zu fallen, als dass man ihn danach bewertete, ob

er den ruhesuchenden Körper zu restloser Behaglichkeit kommen lasse.

Sehr konsequent bildete sich dann noch parallel zu dieser Erscheinung die Anstandsregel heraus, man dürfe z. B. einen Lehnstuhl in Gesellschaft niemals als solchen benutzen, d. h. man habe sich stets in aufrechter Haltung auf die vordere Stuhlhälfte zu beschränken. Wir Jüngern, die wir die Ruhemöbel längst in ihrer ganzen Tiefe und Weite erobert haben, wir staunen ältere Damen, die mit steifem Rücken stundenlang auf der vordern Sofakante balancieren können, beinahe wie Fakire an.

Die neueste Architektur führt einen grossartigen Feldzug für Luft und Licht. Sie ist in einem starken Lebensoptimismus verankert und will uns befreien von aller selbstgeschaffenen Wohnverdüsterung und von allem Balast unnötiger, raumfressender Ausstattungsrequisiten. Die neuen Architekten wollen nicht nur Wohnunterkünfte schaffen, sie sind zugleich die Kinder eines neuen, ehrlichen, einfachen, genuss- und arbeitsfrohen Lebensstils. Die Vertreter dieser Richtung (« Neue Sachlichkeit ») kümmern sich deshalb durchwegs um die gesamte Problematik heutiger Wohnkultur: sie sind alle auch Innenarchitekten.

VI.

Auch unsere Bekleidungssitten sind vielfach von dieser unkindlichen, unnaiven, selbstquälischen Einstellung bestimmt. Auch da kämpft zwar die jüngere Generation einen zähen Kampf für das Zweckmässige, Bequeme und Anmutige. Aber die Mentalität, aus der heraus sich die Damen mit Schnürtaillen, Schleppröcken, endlos langen

Aermeln und Halsbörtschen folterten, in welche Fischbeingerüste eingebaut waren, ist noch lange nicht tot. Der weiblichen Jugend, die sich gegen alle Verkrampfungen in der Kleidung auflehnt und sich konsequent zu Behaglichkeit und Grazie zu bekennen wagt, wird auch heute noch viel Misstrauen und Verdächtigung entgegengebracht. Es ist auch charakteristisch, dass die Einwände gegen diesen freien Zug in der Hauptsache einem «moralischen» Standpunkt entstammen. Es wird eben von vielen an sich als sündhaft empfunden, dass man sich von den hergebrachten Lebensbeschwerden befreien will.

Uebrigens haben es die Frauen hinsichtlich dieser Befreiung schon wesentlich weiter gebracht als wir Männer. Die Möglichkeiten sportlicher Bekleidung haben zwar auch uns beglückende Erleichterungen verschafft. Für gewöhnlich schmachten wir aber immer noch in Stoffhüllen, von denen wir sagen würden, der liebe Gott habe sie im Zorn erschaffen — wenn wir nicht eben selbst die Schöpfer wären! Auch hier wird die versteckte Askese wieder besonders deutlich, wenn wir bedenken, dass wir uns allgemein gerade dann in die hemmendsten Panzer begeben, wenn in der vorliegenden Situation eigentlich die Lebensfreude dominieren sollte: an Sonntagen und bei geselligen Anlässen.

Dass wir in dieser Hinsicht noch hinter den Frauen zurückstehen, hat seine Ursache wohl in erster Linie in der Tatsache, dass wir vielmehr Angst davor haben, uns «gehen zu lassen», uns natürlich, ohne Pose zu bewegen. Wir sind noch ungeheuer auf eine gewisse «Würde» versessen, die wir nicht auf-

zugeben wagen, weil wir beim Verzicht auf dieselbe an Persönlichkeitsbedeutung überhaupt einzubüßen fürchten. Es wäre nicht schwer zu zeigen, dass hinter dieser Angst wiederum Unsicherheiten und Verkrampfungen stecken, die letzten Endes in latenten Schuldgefühlen wurzeln.

Der relativ konservative Zug in der Herrenmode hängt aber sicher auch mit folgendem zusammen: Wir Männer haben die Frauen in ihrer Kleideremanzipation wesentlich unterstützt, weil wir sie in der Hauptsache gern in Freude und Anmut um uns haben wollen. Die Frauen aber schätzen an den Männern vielfach gerade eine gewisse Steifheit und Würde, eine nach dieser Seite hin durch Pose unterstrichene Männlichkeit. (Denken wir nur etwa an die immer noch sehr verbreitete Schwäche der Frauen für Uniformen.) Deshalb muss sich hier die Befreiung gegen die Wirkungen dieser unerfreulichen weiblichen Instinkte durchsetzen. Natürlich hemmt dieser im einzelnen sehr schwer fassbare Widerstand die Bewegung ausserordentlich.

VII.

Und dann das Gebiet der Ernährung! Auch da ist eine Tendenz wirksam, sich die Gaben der Natur in ihrem ungebrochenen Freudengehalt nicht zu gönnen. Denken wir nur daran, welche «Kunst» in der bürgerlichen Küche vielfach angewendet wird, um zu erreichen, dass das Fleisch ja recht ausgedörrt und alles animalischen Reizes beraubt wird! Und denken wir daran, welche Verwässerungen des Gemüses üblich sind und wie die Hausfrauen älterer Richtung keine Ruhe haben, bis möglichst viel Obst

gekocht und dadurch um sein bestes Aroma gebracht ist !

Schon die Kinder werden dem Essen gegenüber vielfach in diese Einstellung hineinsuggeriert, als ob die Funktionen der Nahrungsaufnahme eigentlich einem sündhaften Lebensbezirk angehören würden. Eine sehr verbreitete Suggestion den Kindern gegenüber lässt sich ohne grosse Uebertreibung auf die Formel bringen : « Das Gute (Gesunde) bei der Ernährung ist das Nichtschmackhafte, das Schmackhafte aber ist vom Uebel. » — Für den naiven Menschen ist das Essen eine Freude. Der « gute Ton » dämpft diese Freude aber mannigfaltig durch einengende Anstandsregeln, die mit echter Moral gar nichts zu tun haben. Den Kindern wird z. B. verboten, während der Mahlzeit zu reden, damit es ihnen ja nicht zu wohl dabei wird, usw.

VIII.

Aus all dieser Freudenunfähigkeit heraus ergibt sich eine Einstellung, wonach das Hergeschaffte, die Konvention mit dem Erlaubten, dem Moralischen identifiziert wird. Danach darf man sich nur die Freuden leisten, die üblich sind. Ein Beispiel dafür : Ein junger Lehrer will in seiner Landschule Uebungen in rhythmischer Gymnastik einführen, welche ja auf die Kinder erfahrungsgemäss körperlich und seelisch sehr befreidend wirken. Die Schulbehörde aber verbietet es ohne nähere Begründung als unnötige und unerwünschte Neuerung. — Ein anderes Beispiel : Der fünfjährige Hansli schlägt seiner Mama an einem heissen Julitag vor, er wolle die Badhöschen anziehen

und sich mit dem Gartenschlauch anspritzen. Die Mama : « Aber nein, was denkst du denn, das tut man doch nicht! » Hansli kommt nach fünf Minuten wieder und will sich Zitronenwasser machen. Die Mama ist damit ohne weiteres einverstanden. Warum ? Weil es sich jetzt um ein durch Gewohnheit sanktioniertes Vergnügen handelt. Bei dem Projekt mit dem Schlauch wäre es sozusagen um die Schaffung einer neuen species von Lebensfreude gegangen. Für das Gefühl der Mutter aber ist es eine sündhafte Hemmungslosigkeit, den Bestand der eingeführten Vergnügen dergestalt zu vermehren.

Aehnliche Motive führten zu jenem Verbot rhythmischer Gymnastik und stellen sich z. B. überall der Errichtung von Strandbädern hemmend in den Weg. So wird immer da, wo die ungebrochene Lebensfreude verloren ging, die Tendenz herrschen, über erlaubt und unerlaubt an Stelle des moralischen Gefühls die Konvention entscheiden zu lassen.

Diese pessimistischen Lebenshaltungen werden in allen ihren Formen von ihren Trägern vielfach verstandesmäßig begründet. Man konstruiert nachträglich eine mehr oder weniger abgerundete Theorie, um die ursprünglich gefühlsbedingten und praktisch-gelebten Einstellungen nachträglich zu rechtfertigen. So rationalisiert man beispielsweise die asketische Ablehnung schmackhafter Kost und gefälliger Kleidung mit Gründen der Hygiene (die natürlich stets einen berechtigten Kern enthalten). Der Widerstand gegen die frohmütigen Schöpfungen der neuen Architektur verschanzt sich vielfach hinter Bedenken ästhetischer Natur usw.

In der Hauptsache sind es aber moralische Begründungen, welche die asketische Haltung stützen müssen. Die Anschauung spielt eine Hauptrolle, dass der naive Genuss irdischer Freuden von der Pflege innerer, seelischer Werte ablenke und unsere geistige Kultur gefährde. Als wenn beispielsweise die Freude an schmackhafter Speise zu animalischer Gesinnung und ein Interesse für anmutige Kleider zu platter Eitelkeit führen müssten. — Schliesslich steckt hinter diesen Stellungnahmen ein tiefes Misstrauen in die menschliche Natur, als ob alle Neigungen zu sinnenfreudiger Daseinsbejahung bereits den Keim zu Ungeistigkeit in sich bergen würden; als ob der Mensch auf Grund seiner «fleischlichen» Natur dazu verurteilt wäre, durch jede Genussfreudigkeitrettungslos zum Genüssling zu werden.

Verwandt mit diesen ethischen Begründungen sind die religiösen Rationalisierungen. Es hat im Laufe der christlichen Jahrhunderte immer wieder religiöse Gemeinschaften gegeben, welche das Lachen und damit alle Fröhlichkeit als sündhaft betrachteten. Eine schuldverworrne, finstere Seelenhaltung konstruierte sich den Dämon einer Gottheit, welche alles Licht und alles Leben nur geschaffen hat, um uns Gelegenheit zu geben, all diesen Herrlichkeiten zu widerstehen, um in Zerknirschung das Bewusstsein eigener Nichtigkeit zu pflegen.

Aber auch ausserhalb dieser Sekten wirkt noch vielfach ein solch bedrücktes Christentum, in welchem sich seelische Unfreiheit in den Mantel einer schwälichen und verkrampten Demut hüllt. — Natürlich sind wir Sünder allzumal. Es mag ja wahr sein, dass unsere Charaktere

alle eigentlich so erbärmlich sind, dass es gewissermassen stiligerecht wäre, sich in Sacktuch zu kleiden und nur noch Rüben zu essen. Aber es hilft schliesslich doch nichts...

Natürlich soll das Unabhängigsein von materiellen Genüssen für uns alle ein hohes Ziel bedeuten. Darin liegt eine Grundbedingung wirklicher Freiheit. Deshalb darf auch die Erziehung die Aufgabe nie aus den Augen verlieren, die Selbständigkeit der Zöglinge durch Verzicht-Trainierungen zu begründen.

Die asketische, d. h. grundsätzlich triebfeindliche Haltung ist aber eben gerade nicht Unabhängigkeit, sondern Be-fangenheit. Askese ist Tugendersatz, sie ist verschobene sittliche Leistung. Sie verzichtet auf die volle Ausgestaltung des Lebens, die sich nur auf Grund freier Beherrschung der Triebe vollziehen kann. Die asketische Einstellung bedeutet ein partielles Kapitulieren vor den Möglichkeiten des Lebens, die nur auf Grund freier Beherrschung der Triebe aktiviert werden können. Denn alles, was wir im Leben erreichen können, erreichen wir auf Grund unserer (beherrschten) Vitalität.

Die asketische Haltung hilft uns auch keineswegs über unsere sittlichen Unzulänglichkeiten hinweg; sie macht uns nur bedrückter, wunderlicher und sehr leicht auch noch pharisäisch.

IX.

Und nun noch zur Anwendung dieser Erkenntnisse. Insofern es sich um Schuld handelt, die unsere Lebensfreude hemmt, lässt sich an diesen Einstellungen direkt nichts ändern. Inso-

fern sind sie ja nur Symptome eines versteckten Uebels und nicht das Uebel selbst. Da gelten auch heute nur die beiden uralten Ratschläge, in denen alle sittliche Weisheit beschlossen liegt: der eine lautet «erkenne dich selbst» und der andere «gehe hin und sündige fortan nicht mehr». Das ist in der Theorie so einfach, wie es in der Praxis schwierig ist. Aber die verkappte Askese, die wir auf so vielen Lebensgebieten als Kollektivverscheinung antreffen, beruht ja nicht nur auf individuellen Schuldgefühlen, sondern auch auf *Suggestion*, die wir einander vermitteln und durch die wir bereits bei unsren Kindern die echten Schuldgefühle verhängnisvoll verstärken. Von diesem Steckengebliebensein in Gefühlszuständen und Anschauungen, die wir als schlimmes Erbe mit uns schleppen, gilt es, sich zu befreien. Damit wäre schon viel erreicht. Auch das ist freilich nicht leicht. Aber die *Erkenntnis* kann hier doch wesentlich mithelfen, un-

sere Griesgrämereien zu bannen. Das Durchschauen der Zusammenhänge kann hier lösend wirken, und wenn wir darüber hinaus uns innerlich aufraffen und die gezeichneten Schatten im Alltag zu vertreiben suchen, dann kann es nicht fehlen, dass unser Leben um vieles heiterer und beschwingter wird.

Wir wollen es weitgehend mit der sport-, strandbad-, wander- und weekendfrohen jungen Generation halten. Wir wollen uns zu Licht, Luft und Wasser bekennen und uns getrauen, unmittelbar aus dem Freudenborn des Lebens zu trinken.

Gewiss: Solche Lebensbejahung und Lebensfreudigkeit ist an sich nicht letzter Daseinswert. Nur geniessen «macht gemein». Aber wir wollen diese Haltung schätzen als einen Weg zu grösserer Seelenweite und zur Belebung unserer besten Energien. Letzten Endes wird der freie und glückliche Mensch auch der sittlichste sein.

